

tionen des Geschlechterverhältnisses an die originäre Marx'sche Theorie rückzubinden, drängt sich freilich die Frage auf, ob Beer dem marxistischen Theoriegebäude nicht in einer scholastischen Art verhaftet geblieben ist. Ihre Auseinandersetzung mit den Theorieentwürfen des Marxismus ist überaus gründlich und fundiert. Und doch möchte ich fragen, ob feministische Theorie das marxistische Paradigma nicht radikaler verlassen muß, um neue theoretische und politische Wege einschlagen zu können, ohne dabei notwendig auf grundlegende Erkenntnisse des historischen Materialismus verzichten zu müssen.

Erna Appelt, Innsbruck/Wien

Dietmar Becker, Regina Becker-Schmidt, Gudrun-Axeli Knapp, Ali Wacker, **Zeitbilder der Technik. Essays zur Geschichte von Arbeit und Technologie**. Bonn: J. H. W. Dietz Nachf. 1989, 244 S., öS 310,40/DM 39,80, ISBN 3-8012-4001-0.

„Eine Zeit, die das Gedächtnis für die Dinge, die ihr Leben formen, verloren hat, weiß nicht, wo sie steht, und noch weniger, was sie will“ – schreibt Siegfried Giedion in „Herrschaft der Mechanisierung“ (1982) und dieser „Erinnerer“ und „Chronist“ der Geschichte der Dinge steht Pate für den Anspruch der vier Essays, vergessene, zugeschüttete bzw. übersehene Qualitäten und Dimensionen von Technik und Technologien, die Verschränktheit von sozialen Lebens- und Arbeitsverhältnissen mit den „leblosen“ Zeugen der Geschichte, den technischen Erfindungen zu thematisieren.

„Zeitbilder der Technik“ ist der Sammelband umschrieben und verweist assoziativ auf Bild- und Zeitwahrnehmungen, Bilderproduktion und Zeiterfahrungen, Zeitentdeckung und Zeitvernichtung, die durch die Technikentwicklung beeinflusst wurden. Es sind sozialpsychologische, philosophische, kulturalanthropologische und feministische Reflexionen über den Gehalt von Technik, also Themen, die heute in den Ingenieur- und Computerwissenschaften keinen nennenswerten Stellenwert einnehmen, im Gegenteil: aus diesen Wissenschaften unter der Superintendanz pragmatisch-ökonomisch interpretierter Naturwissenschaften beinahe völlig verdrängt, abgedrängt werden konnten.

Diesem Auseinanderfallen von Funktion und Gehalt der Technologien, deren obsessive Referenzen an ein Nützlichkeitspostulat (mit auf Allgemeines verweisenden Argumentationsweisen wie z.B. „zum Wohle der Menschheit“, „im Namen des Fortschritts“ etc.) als oberste Maxime, wollen die Autorinnen und Autoren eine „andere“ Geschichte einschreiben. Die Essays bieten – im Gegensatz zu vielen anderen sozialwissenschaftlichen Texten – eine Auseinandersetzung abseits einer Technik-Kritik, die sich im Aufzeigen des Zusammengehens von Technik und instrumenteller Rationalität erschöpft, also selbst Technik auf einer bloß „rationalen“ Ebene wahrnimmt und kritisiert. Die vier Sozial- und KulturwissenschaftlerInnen bemühen sich gerade um die Freilegung der Vermengtheit von Phantasien und Realitäten, über die uns eine Geschichte der technischen Erfindungen *auch* erzählt, „lesen (...) deren Gestaltun-

gen auch als Geschichtsträume, die – im Utopischen wie im Hybriden – mehr verbergen als ihre Realisationen verraten" (Vorwort, 12). Sie holen Technik und Technologien aus ihrer gleichsam geschichts„losen“ Gegenwart, zeichnen entlang spezifizierter Fragestellungen Kontexte, in denen diese technischen Welten entstehen und sich entfalten konnten.

Im ersten Beitrag – „Technik und Sozialisation. Sozialpsychologische und kulturanthropologische Notizen zur Technikentwicklung“ – unterstreicht Regina Becker-Schmidt eine (be)herrschende Logik: das Zusammengehen der „Logik des Kapitals“ und allein instrumentell verstandener Technologien. Sie versucht, diese gegenwärtigste aller gegenwärtigen Logiken zu historisieren, zu entwirren und damit gleichsam zu enträtseln, verweist auf „den historischen Bedeutungsverlust von Technik“ (20 ff.) und meint damit die „Verkürzung des Technikbegriffs auf die Dimension des Nützlichen“ (22).

Wenn Technik als „Wunschbild und Alptraum“ gilt, dann wäre – so Becker-Schmidt – der spezifische Zusammenhang von Phantasiepotentialen und realen Präsentationsformen von Technik zu beleuchten. Becker-Schmidt versucht das am Beispiel des *Automatischen* und dessen sozialpsychologischen Konnotationen zu verdeutlichen. Sie plädiert für eine notwendige dialektische Lesart, denkt „(...) an das Faszinierende und Beängstigende, das dem Automatischen anhaftet“ (38) und eröffnet dadurch eine neue, andere Perspektive. Sie meint, daß sich

„diese Koinzidenz von Evokation und Projektion nicht nur (an) alle(n) Mythenbildungen (beobachten läßt), sondern wahrscheinlich auch alle anderen menschlichen Entwürfe (begleitet). Projektionen sind dann, wenn diese Hypothese stimmt, immer auch Bestandteile technischer Projekte. Und umgekehrt: an äußeren Bildern, etwa Naturerscheinungen (...) mögen sich Phantasien entzündet haben, die sich in technischen Erfindungen materialisierten“ (38).

Dietmar Becker schließt mit seinem Essay „Sprechende Köpfe, Golem, Homunkulus – zur phantastischen Seite der Technikgeschichte“ an diese Überlegungen an und stellt Phantasien als unausgewiesene, aber grundlegende Parameter der (technischen) Dinge vor. Er selbst habe zu oft den phantastisch/spekulativen Aspekt von „Technik“ in technikkritischen Studien vermißt, und so versucht er wesentliche Stränge zusammenzudenken – die Entdeckung und steigende Bedeutung der Zeit, der Zahlen, des Messens in der neuen Zeit (NeuZEIT), die lange Geschichte der (männlichen?) Phantasien, die sich mit der künstlichen Erschaffung von Leben beschäftigten, die Ideen und Versuche, die um eine sogenannte „zweite Schöpfung“ – unabhängig von der natürlichen menschlichen Fortpflanzung, allein bestimmt und programmiert durch den neuen Welten- und Zeitenlenker „Mensch“ (Mann?) – kreisten.

Becker führt vor Augen, wie der Blick zum Himmel, das Erkennen, Auffinden, Extrahieren physikalischer Grundgesetze, die Suche nach dem „göttlichen Plan“, die Dechiffrierung der Zeichen zusammenhängen, wie diese Fragen die Menschheit in den letzten Jahrhunderten in ihren Bann zogen (und auch bannten?). Durch den engen Zusammenhang von Technikentwicklung und Industrialisierung schob sich im 19. Jahrhundert der Nützlichkeitsaspekt der Technik in den Vordergrund und

war begleitet von einem scheinbaren Verschwinden irrationaler, mythologischer Komponenten. Dietmar Becker möchte diesen „Schein“ aufdecken und führt uns in die faszinierenden Welten von Golem und Homunkulus, um den heutigen Golems – Produkten der „künstlichen Intelligenz“ – die phantastische Seite ihrer Geschichte einzuschreiben. Den neuen High-Tech-Produkten steht ja nicht mehr wie dem legendären Golem, einem aus Lehm geformten, stummen „künstlichen Menschen“ („dienstbarer Helfer und Hausknecht“, 109) des Prager Rabbi Löw, ein „emeth“ (Wahrheit) auf die Stirn geschrieben. Die Sage erzählt weiter, daß der Golem durch Auslöschung des ersten Buchstabens zu „meth“ (Tod) wurde und wieder zu Lehm zerfiel – „die Geister, die man rief“ konnte man demnach noch auf relativ einfache Weise los werden.

Gerade die lange Geschichte des Wunsches nach künstlichem Leben birgt und erzeugt Faszination und Schrecken, faszinierenden Schrecken, schreckliche Faszination. Heute bewegt solches Sehnen und Streben nach außerhalb des Menschen durch den Menschen geschaffene Intelligenz riesige, hochdotierte Forschungsprojekte, zählt zu den gefährlichsten wie auch aufregendsten Bereichen der innovativen Technologien. Dietmar Becker kann durch das Zusammen-Denken von Phantasien eine konkretere Vorstellung davon entwerfen, in welche lange Tradition von menschlichen Denk- und Wunschpotentialen neueste Technologien, wie z.B. die Gen- und Reproduktionstechnologien, einzuordnen sind. Daher ginge es auch darum, technische Produkte wie auch nicht realisierte technische Ideen zu historisieren, ihnen sozusagen ihre mythologischen Kleider wieder überzustreifen, die sie offiziell im 19. und insbesondere im 20. Jahrhundert verloren haben, wodurch aber nicht gleichzeitig außerhalb einer Kosten-Nutzen-Rechnung angesiedelte, sogenannte irrationale Komponenten von Technik und Technologien verschwanden, sondern vielmehr unscheinbar, unerkant und vor allem unreflektiert wirken konnten und können. Dem „Nützlichen“, dem „Pragmatischen“, dem „Effizienten“ der Technologien müssen ihre Wunschpotentiale, ihre Phantasiewelten wieder zurückgegeben werden, um damit ausgerüstet heute über die „begehrtesten Spielzeuge“ des ausgehenden 20. Jahrhunderts überhaupt noch sprechen zu können.

Parallel zur Durchsetzung regelmäßiger Arbeitszeit, zur Disziplinierung von Arbeiterinnen und Arbeitern durch optimale Anpassung der menschlichen Arbeitskraft an Maschinen u.a.m. und der Vorstellung von Technik als „Arbeitsbefreier“ verlief in der bürgerlichen Gesellschaft (kräftig unterstützt, wenn auch unter völlig anderer Perspektive durch die Arbeiterbewegung) ein gegenläufiger Prozeß: ein immer unheimlicherer Höhenflug der „Arbeit“ (Erwerbsarbeit) als primäres sinnstiftendes Moment („Arbeitsethos“). Ali Wacker verweist in „Arbeit als Zwiespalt – Technik als Lösung?“ auf eine bisher in den Sozialwissenschaften noch vernachlässigte, konkrete Ausformung dieser hohen Wertschätzung von „Arbeit“ (Erwerbsarbeit), die u.a. auch zu einem neuen Lebensmodell geführt hat – die „workaholics“, arbeitssüchtige Männer und Frauen. Dieser als Sucht bezeichnete *Drang zu arbeiten*, alles andere diesem Bedürfnis unterzuordnen, läßt gleichsam den Begriff der „Sucht“ eine neue Dimension erreichen. Ali Wacker verrät uns aber nicht, wer heute von wem als „nicht-süchtiger“, daher „normaler“ (?) Mensch identifiziert

wird (werden kann), entlang welcher Normierungsstrategien be-, ge- und verurteilt wird.

„Der Erinnerungsverlust, der an dem heute vorherrschenden Verständnis von Technologie abzulesen ist, betrifft nicht nur die Wunsch- und Alpträume, die intellektuell und emotional die Ideen vom perpetuum mobile, vom Automaten und Androiden als Vorläufer von Robotern, Computer und Leben aus der Retorte begleitet haben. Er gilt auch für die Thematisierung des Geschlechterverhältnisses in der Technikgeschichte.“ (Vorwort, 10)

Wie steht es also um die vielbeschworene „Technikdistanz“ von Frauen? Gibt es einen geschlechtsspezifischen Zugang zu Technik und Technologien? Gudrun-Axeli Knapp nennt ihre Überlegungen „Männliche Technik – weibliche Frau?“, deutet damit bereits die Quintessenz ihres Textes an. Denn wie „männlich“ ist „Technik“ und wie „weiblich“ sind Frauen?

Sie versucht über eine kritische Hinterfragung des schnell herbeizitierten Konstrukts „FrauenundTechnik“, den Beziehungen zwischen „Frauen“ und „Technik“ Differenzierungen einzuschreiben und entlarvt das Sprechen von „FrauenundTechnik“ als Klischee, „etwas über ein geschlechtsspezifisches Verhalten von Frauen gegenüber der Technik auszusagen, das auf Geschlechtseigenschaften zurückverweist. Die stillschweigende Annahme, Verhalten sei bloßer Ausdruck von Geschlechtseigenschaften, läßt die Frage nach den gesellschaftlichen Verhältnissen, in denen Frauen und Technik stehen, gar nicht mehr aufkommen“ (196).

Auffällig wäre – so Gudrun-Axeli Knapp -, daß einerseits empirische Studien über das Verhältnis von Frauen/Männern und Technik vorliegen, die nicht etwa die Annahme einer „Technikdistanz“ von Frauen bestätigten, sondern vor allem Sozialisationsbedingungen und soziale Kontexte für das Interesse an technischen Zusammenhängen betonen. Die zentrale Problematik liegt nach Knapp vielmehr in der theoretischen Fundierung dieser Studien, die noch häufig mit einer geschlechterdualistischen Konzeption arbeiten.

Zentrale theoretische Begriffe des feministischen Diskurses im deutschsprachigen Raum befragt Gudrun-Axeli Knapp hinsichtlich ihrer Brauchbarkeit für diese Themenstellung und benennt Schwachstellen, Ungereimtheiten, die sich „heimlich und hinterrücks“ gegen die emanzipatorischen Intentionen der Autorinnen wenden können. Exemplarisch wählt sie dafür zum einen den Begriff des „weiblichen‘ und ‚männlichen‘ Gegenstandsbezuges“, den Maria Mies Anfang der achtziger Jahre geprägt hat, und zum anderen den heute in der Soziologie bereits breit rezipierten (warum wohl?) Begriff des „weiblichen Arbeitsvermögens“, der von Ilona Ostner (1978) entworfen und von Beck-Gernsheim (1981) weiter geführt worden war.

„Trotz unterschiedlicher theoretischer Zugangsweisen heben beide (Begriffe, A. E.) die Besonderheiten eines ‚weiblichen‘ Umgangs mit Realität hervor. Stichworte, die das ‚weibliche Arbeitsvermögen‘ und den ‚weiblichen Gegenstandsbezug‘ charakterisieren sollen, sind: ‚Empathie‘, ‚Intuition‘, ‚Personenorientierung‘, ‚Kontextbezogenheit‘, ‚Kooperatives Verhältnis zur Natur‘ u.ä.“ (208).

Den Begriff des „weiblichen Arbeitsvermögens“ kritisiert Knapp als reduktionistisch, weil er vorgibt, „eine Aussage über das ‚ganze‘ Arbeitsvermögen von Frauen zu machen (... und ...) das, was er an subjektivem Vermögen in den Blick nimmt, auf das (begrenzt), was ‚weiblich‘ sein soll. Potentiale, die in unserer Kultur als ‚männlich‘ gelten (z.B. Mut, Stärke, Durchsetzungsvermögen) und solche, die nicht geschlechtlich markiert sind (z.B. Engagement, Bedachtsamkeit, Sorgfalt) sind also (...) im Begriff ‚weibliches Arbeitsvermögen‘ nicht repräsentiert. Damit ist er reduktionistisch“ (208/209). Den Begriff des „weiblichen“ und „männlichen“ Gegenstandsbezuges“, den Maria Mies als zentralen Unterschied in der Aneignungsweise von „Natur“ durch Männer und Frauen gewählt hat, kritisiert Knapp ebenfalls als verfänglich, weil trotz des Anspruchs von Maria Mies, einer biologistischen Betrachtungsweise entgegenzutreten, dieser Begriff biologistische Argumentationen ermöglicht. Dazu komme, daß Maria Mies Körpererfahrungen von Männern und Frauen universalere (und damit enthistorisiere), und auf diese Weise gehe es dann wieder einmal um den „kleinen Unterschied“ – diesmal zwar in einer anderen, vordergründig „frauenfreundlichen“ Variante: Produktivität des weiblichen versus Nicht-Produktivität des männlichen Körpers. Was heißt das und was wird damit gemacht? Wenn Mies auch Frauen ihre bisher zu Unrecht als bloße „Natur“ bezeichnete „generative Potenz“ als historisch-soziale, also kulturell geformte, zurückgeben möchte, bediene sie sich doch eines äußerst verkürzten Produktivitätsbegriffs – „Produktivität des weiblichen Körpers“ bedeute die Möglichkeit, Kinder zu gebären und nähren. Was bedeutet es aber in diesem Zusammenhang, wenn Frauen keine Kinder bekommen können oder wollen? Sind sie dann nicht produktiv? Maria Mies operiert mit einem ahistorischen Verhältnis von „Körper – Natur“, und der „weibliche“ und „männliche“ „Gegenstandsbezug“ bleiben in diesem Entwurf wohl oder übel beliebig auffüllbare Abstraktionen.

Mögliche unterschiedliche Aneignungsweisen von Technik durch Männer und Frauen zu einem ahistorischen Konstrukt zu machen, könne aber nicht – so Knapp – Ziel emanzipatorischer Forschung sein. Und gerade eine Natur-Technik-Kultur-Diskussion mit geschlechtlich rigiden Besetzungen von „guter“ „weiblicher Natur“ und „böser“ „männlicher Technik“ wird die vielfältigen und -schichtigen Zusammenhänge dieser sozialen Problematik nicht entwirren, sondern zusätzlich verwirren:

„Die wichtige Kritik am Androzentrismus der meisten wissenschaftlichen Analysen, die die realitätsstrukturierende Bedeutung des Geschlechterverhältnisses nicht zur Kenntnis nehmen wollen oder unterschätzen, darf nicht umgekehrt dazu führen, das Geschlecht zum einzigen analytischen Fokus zu machen.“

Gudrun-Axeli Knapp gelingt es in ihrem Text, oft verwendete Begrifflichkeiten der feministischen Forschung zu hinterfragen, formuliert und diskutiert längst überfällige Querverbindungen, thematisiert die für eine politische Dimension wichtige Rolle der AuftraggeberInnen der „Technik-und-Geschlecht-Studien“ und treibt damit einen für feministische Forschung notwendigen Theoretisierungsprozeß dort voran, wo er bis jetzt noch wenig gegriffen hat – im Bereich der Dingwelten, der techni-

schen Welten. Nicht nur Männer, sondern auch Frauen benützen täglich (technische) Geräte, sind mit modernen Technologien auf die eine und andere Weise konfrontiert. Es käme doch einem Bumerangeffekt gleich, Technik und Technologien allein zu „Männer“-Produkt(ion)en und in der Folge zu „Männer“-Fragestellungen zu (v)erklären, ohne sich auf die Suche nach den historischen Lesarten des Umgangs von Frauen mit Werkzeugen, technischen Erfindungen, Maschinen und Megamaschinen zu begeben. Eine Verkürzung von „Technik“ auf „Sachzwang“ und „historisch lineare Entwicklung fortschreitender Optimierung und Rationalisierung“ (235) kann dabei nicht Ausgangshypothese und zugleich Abschlußthese feministischer Forschung sein, sondern umgekehrt: Technik- und Technologiegeschichte als eine neue, große Herausforderung für feministische Theorie und Praxis.

Andrea Ellmeier, Wien

Heide Dienst, Edith Saurer Hg., „Das Weib existiert nicht für sich“: **Geschlechterbeziehungen in der bürgerlichen Gesellschaft**. Wien: Verlag für Gesellschaftskritik 1990, 232 S., öS 298,00/DM 43,00, ISBN 3-85115-123-2.

Der soeben erschienene Sammelband „Das Weib existiert nicht für sich“ hat mehr zu bieten als sein Titel erwarten läßt. Es geht, wie der Untertitel „Geschlechterbeziehungen in der bürgerlichen Gesellschaft“ andeutet, Anfang der neunziger Jahre in der feministischen Forschung nicht mehr primär um die Auffindung und Zitierung patriarchaler Diffamierungsblüten. Es geht nicht mehr so sehr um den Beweis, daß Frauen unterdrückt, ausgeschlossen, diskriminiert wurden und werden, sondern um die Frage, wie die Machtverhältnisse zwischen den Geschlechtern funktionieren und sich reproduzieren.

Der vorliegende, von den Historikerinnen Heide Dienst und Edith Saurer herausgegebene Band dokumentiert die Ergebnisse der im Studienjahr 1988/89 an der Universität Wien veranstalteten Ringvorlesung „Frauenforschung“ zum Thema „Geschlechterbeziehungen in der bürgerlichen Gesellschaft“. Dreizehn österreichische Wissenschaftlerinnen und eine Schriftstellerin reflektieren aus unterschiedlichen Blickwinkeln (Philosophie, Geschichte, Soziologie, Kunstgeschichte, Psychologie, Musikwissenschaft) grundlegende Zusammenhänge und Ausprägungen der patriarchalen Ordnung in der bürgerlichen Gesellschaft.

Die thematischen Felder der einzelnen Beiträge schlagwortartig und plakativ aneinandergereiht – *Arbeit / Moral / Natur / Krankheit / Liebe / Mädchenhandel / Prostitution / Mütter / Frauenbewegung / Studentinnen / Komponistinnen / Selbstzeugnisse* – ergeben ein Bild, das nicht nur zentrale Bereiche der zu analysierenden Gesellschaftsform, sondern auch Traditionen und Vorlieben feministischer Forschungsfragen bezeichnet.

„Im Anfang ist die Arbeit“ – nicht nur im bürgerlichen Wertehaushalt, sondern auch in der frühen Strategie und Theoriediskussion der Neuen Frauenbewegung. Im ersten Beitrag des Sammelbandes, „Feministi-